



Lobgesang

den heiligen Schutzengeln geweiht

von
P. S.

Durch Thäler voll Mängel,
Durch Fluren voll Ruh
Führt glorreich ihr Engel!
Der Heimath uns zu.
Am Throne der Sterne
Tönt Euer Gebet,
Das hoch in der Ferne
Uns Segen erstekt.

Ihr waltet hienieden,
Unsichtbar die Bahn
Der Prüfung im Frieden
Zum Schutz uns voran —
Bis hin, wo nach Leiden
Vergeh'nd in der Zeit,
Sich ewigen Freunden
Der Sieger einst weiht.

Ihr leuchtet mit Fackeln
In Qualen und Lust. —
Hat sich auch mit Mafeln
Befleckt unsre Brust,
Deckt Ihr mit dem Flügel
Der Liebe sie zu,
Und winkt uns am Hügel
Des Kreuzes zur Ruh.

Das Weh'n Eurer Schwingen
Bringt Kühlung und Kraft,
Ist mitten im Ringen
Der Muth uns erschlaft. —

Ihr stäckt einst zur Reise
Uns scheidend im Tod,
Und reicht uns zur Ewigkeit
Das himmlische Brod. —

Und ruft dann zum Streite,
Zum letzten, die Zeit,
So steht ihr zur Seite
Des Kämpfers bereit,
Und stellt mit der Krone
Des Sieges im Oher
Der Seel'gen dem Sohne
Des Höchsten uns vor.

Katholische Briefe aus Nordamerika. *)

New-York, 22. Mai 1845. Sie wissen gewiß in Frankreich, daß hier mehr als 15,000 Franzosen leben, von welchen mindestens die Hälfte aus sehr wohlhabenden Handelsleuten besteht. Alle diese braven Leute suchen sich fortwährend mit dem Mutterlande auf gleicher Linie zu erhalten und nehmen jede Ansicht, die aus Frankreich ihnen zukommt, wie ein Evangelium an. Nun aber lesen sie kein anderes französisches Blatt als den Courrier des Etats-unis, eine zu New-York erscheinende und von dem Verfasser des Tour de Neale Herrn F. N. Gaillardet redigirte Zeitung. Schon daraus können Sie den Geist dieses Blattes bemessen, das sich zwar rühmt ein Echo aller Parteien zu seyn, in der That aber nur die bissigsten Artikel des Siecle und National gegen die katholische Kirche aufnimmt und in seinen Feuilletons den ewigen Juden und die Königin Margot veröffentlicht. Dieses unselige Blatt liegt auf allen französischen Tischen, die Damen verschlingen seine Romane, die Männer lesen seine politischen Artikel, die nur von Jesuitismus und den Schändlichkeiten der berücktigten Societät fasseln, und die Besseren verhüllen sich das Haupt und schämen sich, daß sie einer Religion angehören, die solche Bösewichte duldet.

*) An das Univers gerichtete und vom Katholik übersetzt.

Indessen ist der religiöse Zustand der französischen Bevölkerung jetzt doch viel befriedigender, als er vor einigen Jahren war. Damals hatten wir hier wahrhaftig eine Herde ohne Hirten. Die Männer dachten an nichts als ihr Glück zu machen, keineswegs aber an ihr Seelenheil, und die Frauen, die aus Frankreich noch gute Gefinnungen mitgebracht hatten, verloren sie in Amerika, weil sie dort keine Nahrung fanden. Es gab wohl katholische Kirchen, allein weil dort englisch gepredigt wurde und man sich bei einer Predigt langweilte, welche man nicht verstand, versäumte man es auch in die heilige Messe zu gehen. Die Kinder, besonders jene der arbeitenden Classe, besuchten die protestantischen Schulen und ihre strafwürdigen Eltern dachten nicht einmal daran sie zur heiligen Communion zu führen. Es herrschte mit einem Worte unter unseren Landeleuten in religiösen Dingen eine förmliche Auflösung.

Im Jahre 1842 kam indessen der Hochwürdigste Bischof de Jorbin-Janson nach New-York und hier wie überall waren seine Schritte von guten Thaten begleitet. Der Vicenz von Paulo der chinesischen Kindheit versammelte die vornehmsten Franzosen um sich und redete ihnen zu, bis ihnen vor Scham das Blut in das Gesicht stieg, daß sie noch keine eigene Kirche hätten. Nun bot der Generalconsul die Hand, selbst der Courier des Staats unis unterstützte vom Standpuncte der Nationalität aus die Sache, eine Subscription wurde eröffnet und darauf ein Grundstück angekauft und die Arbeiten begonnen. Seit zwei Jahren ist jetzt diese Kirche fertig und dem Cultus übergeben, und der würdige Abbé Lafont ist Pfarrer derselben, ein Priester, der sich mit Leib und Seele seiner Aufgabe widmet und an die Lösung derselben sein Leben setzen wird. Lebendige Christen sind zwar unter seinen Schafen noch wenige, allein es ist doch schon wenigstens unter den Franzosen zur guten Sitte geworden, Sonntags in das Hochamt zu gehen. Die Damen erscheinen dort in ihren elegantesten Toiletten und ihre Männer begleiten sie regelmäßig dahin. Auf dem Heimwege wird nun zwar die Predigt kritisiert und vielleicht nicht kurz und schwinghaft genug befunden; — für diese Herren müßte man zum mindesten Bossuet wieder erwecken, — allein das Wort Gottes, welches Abbé Lafont mit einem Eifer, einem Tacte und einer Salbung ihnen verkündet, welche Bewunderung verdienen, geht an diesen Gemüthern doch nicht spurlos vorüber. Der Gottesdienst wird mit vieler Würde gehalten und es ist der Gregorianische Gesang eingeführt worden, eine Erinnerung an das Mutterland, welche hier eine sehr heilsame Neuerung ist, denn in allen katholischen Kirchen Englands, Irlands und Amerika's hört man nichts als Operarien, die von Männer- und Frauen-Chören gesungen werden.

Sie können sich einen Begriff von der angestregten Thätigkeit unseres Pfarrers machen, wenn Sie bedenken, daß seine Pfarrkinder in einer Stadt zerstreut sind, die größer ist als Paris, und daß er außer der Vorbereitung auf seine Predigten, den zweien Messen, die er liest, den Beichten, die er hört und außer den übrigen gottesdienstlichen Verrichtungen auch noch seine Kranken in diesem weiten Raume besuchen muß. Doch Abbé Lafont hat auch noch eine Schule gegründet und ist dabei von der Voraussetzung ausgegangen, daß man nur dann wahre Gläubige haben könne, wenn sie von Jugend auf zur Religion herangebildet würden. Eines nach dem anderen hat er die Franzosenkinder aus den protestantischen Lehranstalten herausgenommen und hält nun selbst 170 Kindern Schule, die ihm viel Trost gewähren. Ebenso hat er für 200 Mädchen eine Anstalt gegründet, die von zwei frommen Damen aus Paris geleitet wird, welche dieser edlen Mission

sich widmen. Diese Schule gedeiht so sichtbar und ist so sehr geschätzt, daß selbst die Protestanten ihre Kinder gern dahin schicken. Hier in diesem häretischen Lande brauchen wir uns wenigstens mit den Chicanen der Universalität nicht zu plagen und die Freiheit ist hier mehr als ein leerer Name; hier wird der Priester, der die Jugend lehren will, damit sie besser denken lerne, nicht im Namen des Gesetzes durch die kleinliche Eiferucht der Schnüßler daran verhindert; das öffentliche Vertrauen fragt nicht darnach, wo er seine Diplome und Pergamente erworben und man ist überhaupt der Ansicht, daß ein frommer Priester mehr von der Sache versteht, und besser lesen und schreiben kann als kleine Kinder.

New-York, 31. Mai 1845. Ich habe Ihnen am 22. Einiges über die französische Kirche von New-York geschrieben. Es ist dieses indessen nicht der einzige Tempel, der in dieser Stadt unserer heiligen Religion geöffnet ist, denn es gibt jetzt in New-York und den Vorstädten sieben katholische Kirchen und noch mehrere sind im Baue begriffen, Dank dem bewunderungswürdigen Eifer unseres Bischofs.

Monsignore Hugues ist der zweite Prälat auf diesem bischöflichen Stuhle und er folgte Monsignore Dubois nach, einem französischen Priester, den das Schreckensregiment aus unserem Vaterlande vertrieben und die Emigration zum Missionäre gemacht hatte. Bischof Hugues ist ein Bäländer und seit seiner fünfjährigen Regierung hat das von seinem Vorgänger vorbereitete Feld schon hundertfältige Frucht gebracht. Seine Diöcese umfaßt den ganzen Staat New-York, der so groß ist wie Frankreich und er durchwandert denselben unaufhörlich, taufend, firmend, bekehrend und predigend. Seine Rede ist so ergreifend, daß selbst die Protestanten begierig darauf horchen und seine Worte wahrhafte Wunder hervorbringen. Im Augenblicke ist er mit dem Baue eines Seminars beschäftigt, um die Zöglinge des Heiligthums in dasselbe aufzunehmen und seine Begierde es zu vollenden ist so glühend, daß er selbst den Maurern an die Hand geht, die Kelle ergreift und jeden Arbeiter an den rechten Platz stellt, um ein Werk zu fördern, dessen Baumeister der Bischof selbst ist. Ebenso hat er, als ein zweiter Moritz von Sully, selbst seine Kathedrale gebaut, ein gothisches in gutem Geschmache ausgeführtes Gebäude, das im Mittelpuncte der Stadt liegt.

Das Bedürfnis eines Seminars war ein wahrhaft dringliches, denn die Kirche wird in diesem Lande erst dann feststehen, wenn sie sich auf einen eingeborenen Klerus stützen kann, allein bis jetzt hatten wir hier nur französische und irländische Missionäre. Der Bischof hat im Ganzen nur 105 Priester, die in der ungeheueren Diöcese zerstreut sind und diese Zahl ist dermaßen unzureichend, daß er Protestanten, welche religiösen Unterricht und Erleuchtung verlangen, oft lange warten lassen muß. Durchschnittlich bewirkt jeder Geistliche drei Bekehrungen im Jahre. Ich habe dieses aus dem Munde des Hochwürdigsten Bischofs selbst und dieses Resultat ist kein geringes, wenn man bedenkt, daß diese Bekehrten keine einfachen im Naturzustande befindlichen Wilden sind, die ihr Auge gern dem Lichte öffnen, sondern skeptische, leichtsinnig dahin lebende Menschen, die seither in allen Vorurtheilen ihrer Erziehung befangen waren. Wilde gibt es im Staate New-York dormalen eben so wenig als wir in Frankreich noch Druiden besitzen und es ist dadurch den Missionären mancher Trost entzogen, denn zwischen Jowas, die von Zeit zu Zeit einen Menschen fressen, und übermüthigen Kaufleuten mit weitem Gewissen kann einem Seelsorger die Wahl nicht schwer fallen, wenn es ihm freigestellt würde, diese oder jene zu seinen Schafen zu wählen.

Während so der Bischof Hugues seinen Alerus, seine Gläubigen und alle Dissidenten erbaut, unter welchen er im Ruße der Heiligkeit und des hohen Verdienstes steht, ist der anglicanische Bischof von New-York für die ganze Stadt ein Gegenstand des Aergernisses geworden. Ich erwähne dieser Geschichte nur darum, weil die Justiz bereits darüber entschieden hat. Mr. Onderdonk war nicht nur ein Feind des Cölibats der Geistlichen, — sein Glaube gab ihm ein Recht dazu, — sondern die freie Forschung und das freie Leben hatten ihn förmlich zum muselmännischen Polygamen gemacht. Unter den übrigen Geboten Mahomed's hatte er jedoch wieder eine Auswahl getroffen, denn der Wein hatte besondere Gnade gefunden vor seinen Augen. Auf die Klage mehrerer Prediger hin hat nun die Versammlung der protestantischen Bischöfe Mr. Onderdonk abgesetzt und am 20. dieses Monats nach einem zweitägigen Wahlkampfe Mr. Potter an seine Stelle gewählt. Es traten bei dieser Wahl die beiden bischöflichen Parteien auf und wir können somit ihre Kräfte nach derselben bemessen. Die Statuten der Secte bestimmen nämlich, daß der Bisthums-Candidat von der Versammlung der Geistlichkeit vorgeschlagen, dann aber von sämmtlichen Laienabgeordneten der Pfarreien genehmigt werden muß. Die Majorität des Alerus ist puseyistisch, denn der Puseyismus hat in Amerika gerade schon so viel Grund und Boden gewonnen wie in England, und sie wählten daher Anfangs einen Candidaten aus dieser Schule. Nun aber kamen die Laien, welche die Ansichten ihrer Pastoren nicht theilen, denn sie sehen nicht ohne Grund in dem Puseyismus eine Hinneigung zum Papiismus, und verwarfen den Hochwürdigsten, welcher vorgeschlagen war. Mr. Potter, dem das Verdienst gebührt, daß er ein vollblütiger Anglicaner ist, wurde darauf zum Bischofe gewählt.

Doch es ist Zeit, daß ich Sie nach so ärgerlichen Geschichten wieder erbaue und ich will Ihnen daher Einiges von den Klosterfrauen des heiligen Herzens (*du sacré coeur*) erzählen. Diese Ordensfrauen haben acht Häuser in den Vereinigten Staaten und eines in Canada, in welchen sie der Erziehung der weiblichen Jugend sich widmen. Kein Land bedurfte in der That dieses Ordens mehr als Nordamerika, denn die hiesigen Pensionate waren nur Schulen der Citelkeit, des Pianos und des Tanzes und begünstigten die natürlichen Neigungen der Mädchen, statt daß sie dieselben auf den rechten Weg hätten leiten sollen. Sie können sich einen Begriff davon machen, wenn ich Ihnen eines der Feste beschreibe, die in diesen Pensionaten gefeiert werden. Die Zöglinge wählten sich alle Jahre eine Maikönigin, nicht die bravste, sondern die schönste; diese erhält dann Ehrendamen, Pagen, und wird auf einem Throne gekrönt, alles im Beiseyn einer zahlreichen Sippchaft von Verwandten und Freunden. Nach dieser Ceremonie, in welcher die frühreife Coquetterie die schönste Gelegenheit findet, sich bestens zu entwickeln, kommen Komödien und Polka's, in welchen jene glänzen können, welche bei der Wahlhandlung ohne Würde und Amt geblieben sind. Die Ordensfrauen des heiligen Herzens wissen besser was Erziehen heißt und ihre Pensionate befinden sich in einem sehr blühenden Zustande. Selbst protestantische Eltern übergeben ihnen oft ihre Töchter, so groß ist das Vertrauen, dessen diese heiligen Seelen genießen. Die gegenwärtige General-Superiorin des Ordens in Amerika ist Madame Harbey, eine Irländerin; in gleich hoher Verehrung aber steht die Frau von Kersaint, von der die ganze Ordensgenossenschaft nur mit Thränen der Bewunderung im Auge spricht. Tochter eines Admirals von Frankreich vereinigte Frau Henriette von Kersaint in ihrer Person Alles, womit man in der Welt eine glänzende Carriere macht, und die Welt wurde darum von nicht ge-

ringer Bewunderung ergriffen, als sie sich in der Blüthe ihrer Jugend in ein Kloster zu Quimper begab. Dort war sie indessen ihrer Familie noch zu nahe und sie wollte mit Niemandem mehr Verkehr haben als mit dem Himmel. Darum war sie die Erste, welche sich stellte, als die Rede davon war ein Ordenshaus des heiligen Herzens in den Vereinigten Staaten zu gründen. Schon länger als zwölf Jahre ist sie jetzt in Amerika und wenn ein Haus gegründet ist, begibt sie sich sogleich an einen anderen Punct, um dort ein anderes zu gründen und wählt auf diese Weise sich selbst stets die schwierigsten und anstrengendsten Posten. Schon mehr als zwanzigmal wollten ihre Genossinnen sie zu ihrer Superiorin ernennen, allein sie hat sich stets geweigert, diese Stelle anzunehmen und befindet sich gegenwärtig in Canada, wo sie armen Kindern Schule hält, während sie die Sorge für die reichen ihrem Kloster anvertrauten Töchter Anderen überläßt.

Italien.

Canonisationsproceß einer Schäferin.

Es schwebt gegenwärtig in Rom der Canonisationsproceß einer frommen Schäferin, Germaine Cousin, aus Touluse. Sie ward 1579 von frommen Eltern geboren, verlor ihre Mutter früh, und wurde von einer lieblosen Base zur Herde geschickt, als sie kaum zu laufen vermochte. Unter harten Leiden jeder Art wuchs sie auf, aber sie sah in Allem die Hand des Herrn und gewann Armut und Verachtung lieb. Weit von der Dorfkirche hütete sie ihre Schafe, aber jeden Morgen ging sie zur heiligen Messe, überließ unterdeß die Herde der Obhut Gottes. Jeden Sonntag suchte sie zu communiciren, und ihre Andacht zur göttlichen Mutter war so groß, daß sie stets beim Läuten des englischen Kreuzes sogleich auf die Kniee fiel, selbst wenn sie im Wasser stand, um ihr Gebet zu verrichten. Sie galt in ihrer kindlich frommen Lebensart nicht nur für eine Betschwester, sondern die Base hielt sie auch für untreu, da sie es für unmöglich hielt, daß dieselbe mit dem wenigen Brod, das sie erhielt, leben könne, und doch theilte sie davon noch andern Armen mit. Die Base drohte ihr daher mit einem Stocke, wenn sie nicht bekenne, und durchsuchte ihren Schrank; doch statt einen Vorrath von Brod oder Eßwaaren zu finden, lagen duftende frische Blumenkränze darin, zu einer Zeit, wo überall nur Schnee und Eis blühte. Von nun an hieß man sie nicht mehr die Betschwester, sondern die Heilige. Im Jahre 1601 starb die Schäferin und wurde in der Kirche begraben; drei Jahre später starb eine andere aus gleicher Familie, ihre Base, und man wollte die Grust der Heiligen öffnen, um diese ihr beizugesellen. Als man den Stein abhob, fand man den Leichnam der Schäferin, als ob sie erst gestern gestorben wäre. Die Spate des Todtengräbers traf sie in's Gesicht, und das rothe Blut quoll hervor, als wenn das Leben gar nie von ihr gewichen wäre; mit einem frischen Kranz auf dem Haupte und mit einer Kerze in den Händen, lag sie da und wurde von Allen gleich erkannt. Man entthob sie und setzte sie aus, bis 1645. Da begab es sich, daß eine adeliche Frau den Anblick des Leichnams nicht ertragen konnte; sie befahl, ihn zu entfernen. Doch nicht lange nachher erkrankte ihr Kind, sie selbst wurde von einem harten Uebel befallen, alle Hilfe der Aerzte war umsonst. Da rieth ihr der Gemahl, sie solle die Heilige um Verzeihung bitten, daß sie dieselbe verstozen. Sie thaten es in gemeinschaftlichem Gebete, worauf die Schäferin in unbeschreiblicher Schönheit ihnen erschien und ihre und des Kindes Genesung ankündigte, was vollkommen

eintraf. Von nun an wurde sie bekannter und besucht von allen Orten. Ueber alle ihre Lebensumstände, Unverwundlichkeit und Wunder wurden die genauesten Untersuchungen aufgenommen, und es steht in Aussicht, daß die Schächerin, wie sie den Lohn ihrer Treue im Himmel erhalten, auch auf der Erde als eine Heilige bekannt und verehrt werden soll.

Evangelischer Missionseifer.

Die Verhältnisse und das Wirken der englischen Missionsgesellschaft auf Neu-Seeland veranlaßte im englischen Parlamente eine Discussion, die nicht weniger als drei Tage andauerte und den Beschluß eines Untersuchungs veranlaßte, obgleich das Ministerium solchen mit aller Kraft zu hindern suchte. Aus den Verhandlungen hat sich herausgestellt, daß die Londoner Missionsgesellschaft die Niederlassung europäischer Colonisten auf Neu-Seeland auf jede mögliche Weise zu hindern suchte. Der Plan war kein anderer, als ein ausschließlich aus Eingebornen bestehendes Reich zu gründen, dessen Regierung in den Händen der Missionäre liegen sollte. Was man an der schönen Anstalt der Jesuiten auf Paraguay als die Schattenseite dargestellt hat, das suchte der englische Missionsverein zu verwirklichen, ohne seine Lichtseite — ohne die christliche Liebe und Aufopferung uneigennütziger Missionäre. Nicht bloß die Niederlassung von Europäern wollte man hindern, sondern auch die politische Oberherrlichkeit der englischen Krone über das Gebiet der Colonie. Die Missionäre suchten die Eingebornen mit Haß gegen die Europäer zu erfüllen, was ihnen so wohl gelang, daß es im März 1. J. zu einem gräßlichen Kriege zwischen den Eingebornen und Ausländern kam, wie der Capitän des Schiffes Midlothian aus Sidney nach London berichtet. Die englische Fahne wurde niedergedrückt, die Stadt Kororika niedergebrannt, 100 Eingeborne und 20 Engländer auf dem Schlachtfeld getödtet, die niedergelassenen Engländer mußten sich flüchten, Sir R. D'Vyley schrieb nach England: „Die Colonie Neu-Seeland ist für England verloren, wenn nicht die Pest neun Zehnthelle der Eingebornen wegrafft.“

Man dürfte sich mit Grund verwundern, wie die Missionsgesellschaft im Stande war sogar die Oberherrlichkeit Englands wenigstens über den Theil von Neu-Seeland zu verhindern, wo sich englische Colonisten niedergelassen hatten, wo England einen Gouverneur aufgestellt hatte, und im Augenblick, wo es einer Gesellschaft besondere Privilegien zur Benützung dieses Landes ertheilt hatte. Aber die Sache wird begreiflich, wenn man weiß, daß Lord Glenelg, Chef des Colonialwesens, eines der einflußreichsten Mitglieder der Missionsgesellschaft ist, und noch viele andere solche Beamte ihr angehören, die alle darauf bedacht waren, die Ansiedlung von Engländern zu hindern und der Missionsgesellschaft alle Gewalt zu verschaffen. Die Colonisationsgesellschaft that Schritte, um sich mit der Missionsgesellschaft gütlich abzufinden, diese aber wies jedes Anerbieten von sich. Die Colonisten mußten den Eingebornen das Land abkaufen und ihre Herrschaft anerkennen; im Grund aber waren es die Missionäre, die alles lenkten. Capitän Hobson, der erste Gouverneur dieser Colonie, war durch die Missionsgesellschaft zu dieser Stelle gekommen und war ihr aus noch andern Gründen ganz dienstbar; er und seine Nachfolger wirkten den europäischen Colonisten entgegen. Das Ausbrechen der offenen Revolution gegen die Regierung vermochte endlich die Aufmerksamkeit des englischen Parlamentes zu fesseln. Das Ministe-

rium hat zwar anscheinend gesiegt; aber dieser Sieg sieht einer Niederlage vollkommen gleich. Man darf das Wirken dieser Missionäre, die nur auf Ehre und Stellen bedacht sind, nur sich selbst überlassen, der Lauf der Dinge wird sie erreichen. Diese Missionäre sind auch in Asien gleich beliebt. Man ist so darauf bedacht ihrer los zu werden, daß man ihnen in Syrien an einigen Orten für baares Geld keine Lebensmittel gab, um sie zum Verlassen des Landes zu nöthigen. Zu Saphet und Abbeja hat man sie mit Gewalt fortgetrieben. Dennoch beziehen diese Herren schöne Besoldungen, in dem Grade größer, als zahlreicher ihre Familie wird. Um einige Früchte des Missionseifers in den obligaten Berichten aufzuweisen zu können, stellt der Herr Missionär einen heidnischen Bedienten an, droht ihm dann mit Fortjagen, wenn er nicht in die Predigt komme, und so ist der Convertit gemacht. Solche Befehlungen kosten je nach Umständen verschiedene sieben Pfster des Tages oder den Hauszins, oder — wie zu Jerusalem — den Titel eines Bisthums-Architekten, um nichts zu kauern, oder den Titel eines Missions-Dolmetschers, um nichts zu dolmetschen. Ein ernstes Eingehen in die protestantischen Missionen des Orients würde die erbaulichsten Scenen ans Tageslicht bringen. — Wer behauptet dieß? Nicht ein katholisches Blatt, sondern die „Presse“ von Paris.

Deutschland.

Von der Donau. Noch sind es nicht volle fünf Jahre, seitdem das adeliche Gut B. an der Donau durch Kauf aus den Händen eines adelichen Gutesbesizers in die eines bürgerlichen übergegangen ist. Als Lehener das Gut angetreten hatte, da entstanden zwischen ihm und der Gemeinde nach und nach nicht weniger denn vierzehn Prozesse. Ganze vier Jahre wurden dieselben mit großer Erbitterung und beiderseits nicht unbedeutenden Kosten fortgesetzt. Das einschlägige königliche Landgericht war fortwährend mit diesen Parteien beschäftigt, aber alle Bemühungen waren umsonst. Es wollte kein Vergleich, keine Ausöhnung zu Stande kommen. Endlich fand sich der sehr würdige Landgerichts-Vorstand bewogen, den erst neulich dahin verfesten Functionär St. mit dem Austrage zu betrauen, seine Kräfte in dieser odiosen Sache zu versuchen, um endlich einmal eine Versöhnung zwischen dem Gutesbesizer und der Gemeinde zu bewirken. Mit Freude, aber innerem Bangen übernahm derselbe dieses höchst mühsame Geschäft. Im Vertrauen auf Gottes Beistand, der ein Gott des Friedens ist, begann er die Verhandlungen mit einer eindringenden herzlichen Anrede an die Parteien. Schon vorher hatte er mit voller Andacht dem heiligen Messopfer beigewohnt und sein schönes Vorhaben der Fürbitte des opfernden Priesters empfohlen. Und sich da! sein inbrünstiges Gebet fand Erhörung, sein wohlgemeintes Friedenswort erweichte die Herzen. Beide Parteien weinten Thränen der Freude und reichten sich die Hand zur Versöhnung. Alle Prozesse wurden ausgeglichen und seitdem leben die bisher sich Feindlichen in ungestörtem Frieden und in schönster Einigkeit. Am darauffolgenden Tage wurde zur Dankagung, auf allgemeines Verlangen, in der sehr schön gelegenen Capelle des Dorfes ein feierliches Hochamt abgehalten, bei welchem kein Herz ungerührt und kein Auge ohne Thränen blieb. — So viel kann ein Beamter wirken, wenn er Gerechtkeitsliebe mit wahrer Gottesfurcht vereinigt. Ehre diesem braven Manne! er hat zu Stande gebracht, was man früher für ungläublich gehalten hätte! Möchte er noch recht viel Gutes wirken! (Sion.)